



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Eine Entlassungsrede.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Entlassungsrede

Von Otto Kaemmel

22. März 1900



Nicht ohne besondere Bewegung kann ich diesen Jahrgang der Abiturienten entlassen, denn es ist der erste, den ich aufgenommen habe, und der nur unter meinem Rektorate die Schule durchgemacht hat, was keinem meiner beiden letzten Vorgänger von sich zu sagen vergönnt war. Aber wenn ich heute die kleine Schar betrachte, so erscheint sie mir wie eine Truppe, die von einem langen mühseligen Marsche und aus scharfen Gefechten in die Quartiere einrückt. Denn von den zweiundsechzig Sextanern, die mir zu Ostern 1891 den Handschlag leisteten, sehe ich hier nur noch sechzehn, wenig mehr als den vierten Teil; die übrigen sind unterwegs abgekommen, zurückgeblieben, abgegangen, einer ist auch früher ans Ziel gelangt, und der Ersatz durch spätern Zuwachs unterwegs hat bei weitem nicht genügt, die Lücken zu füllen. Noch sehe ich manche von Ihnen vor mir als Knaben in kurzen Höschen, wie sie sich bei der Anmeldung halb scheu, halb neugierig im Rektorzimmer umschauten und dann mit einer mehr oder weniger gelungenen Verbeugung empfahlen, und ich habe auch den tapfern Jungen nicht vergessen, der dann als Quintaner, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, die er sich beim Umhertollen auf dem Spielplatze geholt hatte, am Wassertrog stand und auf meine Anweisung: „Geh jetzt nach Hause und laß dich verbinden,“ sofort entgegnete: „Aber ich darf doch morgen wieder in die Schule kommen?“ Die Wunde ist längst vernarbt, auch die Höschen sind gewachsen, und als Sänglinge in würdigem Schwarz sitzen die heute vor mir, die vor neun Jahren hier an dieser Stelle als Knaben in die Schule aufgenommen wurden. Und sie sind auch innerlich gewachsen und reif geworden, selbständig ihren Lebensberuf zu wählen und sich für ihn nach ihrer Weise vorzubereiten.

Auch die Zeiten haben sich geändert. Damals standen wir noch unter dem Drucke der Entlassung Fürst Bismarcks und sahen trübe zweifelnd in eine ungewisse Zukunft, die uns weder frohe Hoffnungen noch ein großes Ideal zu bieten schien. Heute haben wir wieder ein solches Ideal und die Zuversicht, daß wir es unter der weitschauenden und energischen Führung unsers Kaisers erreichen werden, wenn anders die Nation sich ihm nicht versagt. Daß sie das nicht thut, daß sie sich dem großen Augenblicke gegenüber nicht als

ein kleines Geschlecht zeigt, wie sie es leider schon mehrfach gethan hat, wofür sie dann schwer zu büßen hatte, dafür haben auch wir in unserm engen Kreise, soweit wir es mit unsern Mitteln und Kräften vermochten, zu sorgen versucht. Nicht nur durch die unmittelbare Belebung des vaterländischen und monarchischen Sinnes im historischen und litteraturgeschichtlichen Unterricht und in unsern patriotischen Festen, sondern auch dadurch, daß wir uns bemüht haben, unsern Schülern den Zusammenhang mit unsrer alten tiefen klassisch-humanistischen Bildung zu vermitteln, auf der unsre Stärke beruht, die jetzt die Welt mit Erstaunen, Bewunderung und Neid erfüllt. Denn dieses unser Bildungswesen können uns die Fremden nun einmal nicht nachmachen. Wenn man einst gesagt hat, der preußische Schulmeister habe bei Königgrätz gesiegt, so kann man jetzt mit demselben oder mit besserem Rechte sagen: Unsre neue Weltstellung beruht zu einem guten Teile auf der deutschen Schule aller Stufen und Arten. Ein Hindernis für diesen Aufschwung ist sie jedenfalls nicht gewesen, ist selbst das vielverschriene humanistische Gymnasium nicht gewesen. Es liegt also offenbar kein Grund vor, etwas Wesentliches daran zu ändern, nach unerprobten fremden Vorbildern mit neuen Experimenten daran herumzubessern, indem man etwa abermals die Ziele in den klassischen Sprachen formell bestehn läßt, aber die ihnen gewidmete Stundenzahl und Arbeitszeit verkürzt, um für angeblich Notwendigeres Raum zu schaffen, und dann, wenn die „Reform“ an diesem innern Widerspruche scheitert, pathetisch erklärt, daß das Gymnasium ja doch nichts mehr leiste, also wert sei, daß es zu Grunde gehe. Die Sache steht doch ganz einfach so. Entweder haben die klassischen Studien wirklich noch den hohen Wert, der ihnen zugeschrieben wird — dann verdienen sie die ihnen gewidmete Arbeit und Zeit; oder sie haben ihn nicht mehr — dann lasse sie die Gegenwart im stolzen Selbstgenügen ganz fallen. Aber ihren Wert bestreiten und sie doch festhalten wollen, das ist unklare Halbheit. Auch kein nationaler Grund spricht für eine weitere Einschränkung. Kein modernes Volk kann seine Bildungsmittel allein aus seinem geistigen Eigentum nehmen, denn sie stehn alle beständig gebend und empfangend nebeneinander, und ihre Kultur beruht auf der gemeinsamen antiken Grundlage. Auch wir Deutschen können uns nicht in unsre teutonischen Urwälder zurückziehen, und die nordische Mythologie ist uns trotz Richard Wagner nicht lebendig — schon weil wir die eigentümliche Naturgrundlage, auf der sie beruht, in Deutschland gar nicht haben —, denn eine hohe Kultur kann ihr Bildungsideal ganz unmöglich aus einer barbarischen Urzeit, überhaupt nicht aus einer viel weniger entwickelten Vorzeit schöpfen, sondern nur aus einer ihrem eignen Stande gemäßen oder überlegenen Geisteskultur. Darum muß Goethes Ideal das unsre bleiben: die Verschmelzung des nationalen und des klassischen Elements zu einer höhern Einheit. Lassen wir das fallen, dann werden wir nicht einmal unsre eignen Klassiker mehr verstehn und den innern Zusammenhang mit unsrer eignen Geisteskultur verlieren.

Allerdings: das Ziel des humanistischen Gymnasialunterrichts hat sich

wesentlich verschoben. Früher war es die Beherrschung der lateinischen Welt-
sprache, jetzt ist es die Orientierung in der Kultur der klassischen Völker, vor
allem durch die gründliche Einführung in eine Anzahl ihrer Originalschrift-
werke; die Sprachen sind uns nur noch Mittel zum Zweck. Was Sie mit
dem, was Sie bei uns gelernt haben, später einmal machen, ob Sie später
die antiken Klassiker auch gar nicht mehr ansehen und die Formen der grie-
chischen Bedingungsätze oder die Vorschriften der lateinischen Moduslehre
Ihnen etwas verblaffen sollten, darauf kommt es nicht an, nur darauf, daß
Sie den Überblick über diese Kultur und ihre Sprachen einmal gewonnen
haben, den Ihnen die Univerſität, weil sie mehr und mehr in Fachhochschulen
zerfallen ist, nicht bietet, daß Sie gelernt haben, wissenschaftliche Dinge wissen-
schaftlich, d. h. gründlich und quellenmäßig anzusehen und anzufassen, daß Ihnen
das Altertum zu Ihrer eignen geistigen Jugendzeit geworden ist, in die Sie
auch als Männer gern zurückschauen werden.

Aber weil heute die Wirksamkeit des Gymnasiums darauf beruht, daß wir
Ihnen lebendig machen, was wir Ihnen bieten, daß wir in Ihnen die Über-
zeugung von dem hohen Werte dieser Kultur erwecken, ohne die alle unsre
Arbeit vergeblich wäre, so muß auch in uns leben, was wir lehren. Das ist
heute leichter als ehemals, weil sich die Kenntnis des antiken Lebens außer-
ordentlich vertieft und erweitert hat, es ist aber auch wieder schwerer, weil
auch andre Interessen übermächtig auf uns eindringen und eine Beschränkung
wie früher ganz unmöglich geworden ist. Eins der allerwichtigsten Mittel dazu
ist die eigne Anschauung der klassischen Länder. Nicht daß sie unbedingt er-
forderlich wäre; es giebt Gott sei Dank genug treffliche Lehrer, die niemals
in Italien oder Griechenland gewesen sind und doch Herz und Phantasie genug
haben, lebendig zu machen, was sie lehren; aber daß sie sehr wünschenswert
ist, das haben auch die deutschen Regierungen anerkannt, indem sie seit 1891
alljährlich eine Anzahl Schulmänner nach Italien schicken, und ich freue mich,
daß unter den zweiundzwanzig Altphilologen und Theologen — denn auch
diese kommen hier in Frage —, die unser Kollegium jetzt zählt, nicht weniger
als zehn, also fast die Hälfte, Italien oder Griechenland oder beides gesehen
haben. Daher soll man solche Reisen, auch wenn sie nicht unter der Leitung
des Kaiserlichen Archäologischen Instituts unternommen werden, von oben her
fördern, nicht erschweren, denn was etwa während dieser Wochen zu Hause
versäumt wird, das kommt reichlich wieder ein durch die Anregung und Er-
frischung, die eine solche Reise bieten kann, wenn der Mann danach ist. Und
darum will ich heute sprechen über die Anschauung der klassischen Länder in
ihrem Werte für den klassischen Unterricht.

Vielleicht werden Sie fragen: Was geht das uns an, wie unsre Lehrer
sich für ihre Aufgabe vorbereiten? Ich denke, es geht Sie doch recht viel an,
sich einmal zu vergegenwärtigen, was auf Ihre Lehrer wirkt, und wie es wirkt,
und mancher von Ihnen, unter denen sich diesmal drei für das Studium
der Philologie, sechs für Theologie entschieden haben, mag selbst in die Lage

kommen, nach dem Süden zu ziehn, und er mag es thun, sobald er kann, aber nicht als Tourist, der die „Sehenswürdigkeiten“ „abläuft,“ sondern als ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der ein inneres Verhältnis hat zu dem, was er sieht und erlebt.

Der Wert dieser Anschauung besteht, kurz gesagt, darin, daß sie uns das Altertum lebendig macht, einmal durch die unmittelbare Kenntnis der Länder und Völker, die die Träger dieser Kultur gewesen sind, sodann durch die Erkenntnis, daß das klassische Altertum in diesen Ländern heute noch fortlebt, für sie selbst nichts Totes, sondern etwas Lebendes ist.

Ein guter Teil dessen, wovon wir im Gymnasium reden, ist ein Erzeugnis fremder Völker auf fremdem Boden. Der Religionsunterricht führt die Schüler nach Palästina, Ägypten, Mesopotamien, Kleinasien, die altphilologische Lektüre nach Griechenland und Italien. Da ist es doch höchst wünschenswert, daß der Lehrer wenigstens überhaupt einmal über die Grenzen des eignen Volkstums, des ganzen nordisch-germanischen Kulturkreises hinausgekommen ist. Sonst liegt die Gefahr nahe, entweder alles Fremde an dem Maßstabe des eignen Volkstums zu messen, oder auch das Fremde in kritikloser Bewundrung zu überschätzen. Wie lebendig wird dagegen alles, was aus einer auch fernen Vergangenheit stammt, in dem Lande, wo sie sich abgespielt hat, unter dem Volke, das auf demselben Boden, unter denselben natürlichen Bedingungen lebt! Den Schauplatz können ja Karten und Bilder vergegenwärtigen, aber die scharfe, farbenreiche Beleuchtung, den Gegensatz zwischen der brennenden Sonne und dem kühlen Schatten, zwischen ödem kahlem Felsgestein und üppigem Fruchtländ, die Felsküsten mit ihren Vorgebirgen und Buchten und Inseln am blauen Meer, das alles in seiner Gesamtwirkung kann kein Bild wiedergeben. Und erst dann gewinnen die Dinge der alten Welt die volle Farbe. Gerade so wie heute haben die Berge des Peloponnes und der ionische Golf, die Schneefetten des Taygetos, der riesige Ätna und die Felshöhen von Syrakus, das Albaner- und Sabinergebirge ausgesehen, gerade so strahlend brannte die Sonne und leuchteten Himmel und Meer, als Perikles donnerte, und die Dramen des Sophokles über die Bühne gingen, als sich die jungen Spartiaten auf den Ringplätzen übten, als die Athener vor Syrakus standen und Horaz die Via Appia zog. Und wie sinnlich anschaulich werden hier die weißmähnigen Roffe Poseidons, die silberfüßige Thetis, die purpurne Salzflut, die Grotten der Nymphen, die rosenfingrige Eos! Was uns als ein schmückendes Beiwort, als ein poetisches Bild erschien, hier sehen wir es in Wirklichkeit vor uns. Darum wurde für Goethe erst an der Küste Siziliens Homer lebendig. Und wenn auch die Baureste des Altertums uns aus Bildern schon längst bekannt sind, es ist doch noch etwas andres, nun wirklich vor den goldbraunen Säulen des Parthenons zu stehn, durch die Trümmervelt des Forums und der Kaiserpaläste auf dem Palatin zu wandern, durch die stillen und doch so lebensvollen Gassen von Pompeji und die engen Räume seiner Häuser zu schreiten, von den Epipolä auf die Akradina und den großen

Syrafus zu schauen. Was wir bisher nur als Bruchstücke gesehen haben, das schließt sich jetzt zu einem Ganzen zusammen, hundert Jugenderinnerungen aus der Schul- und Studienzeit werden uns lebendig, und wenn wir dann daheim im Unterricht darauf zu reden kommen, dann wird es uns wie ein warmer Strom glücklicher Erinnerungen überfluten, farbige, sonnige Bilder steigen vor unserm innern Auge auf, und von dem Glanze und der Wärme in uns wird vielleicht auch etwas in Phantasie und Herz unsrer Schüler übergehen.

Selbst plastische Werke, die wir doch daheim in Gipsabgüssen und vor-
trefflichen Nachbildungen betrachten können, nehmen sich ganz anders aus in den Originalen, in dem gelblichen Marmor und der grüngoldnen Bronze, in den Prachtsälen des Vatikans, der Florentiner Uffizien, des Museums von Neapel. Welcher Eindruck, das majestätische Reiterstandbild Marc Aurels auf dem Kapitolsplatz inmitten der stolzen Renaissancepaläste Michelangelos, oder die Bronzesäule in Neapel, die Sala rotonda im Vatikan! Was der antike Bronzeguß in Kunstwerken und Hausgeräten zu leisten vermochte, und wie die Kunst das ganze Leben dieser Völker durchdrang und verklärte, das lernen wir erst dort. Was sind dann alle Nachbildungen der Alexander Schlacht, des größten antiken Historienbildes, gegen das Originalmosaik in Neapel! Und mögen die Wandgemälde in Pompeji vielfach verblaßt und beschädigt sein, es ist doch ein ander Ding, sie an den Wänden dieser Zimmer, in ihrer alten Umgebung selbst zu sehen, als in noch so gelungenen und aufgefrischten Nachbildungen. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, als vor fünf Jahren in einem soeben ausgegrabnen Zimmer der Casa Vetti zu Pompeji unter der sorglich reinigenden Hand eines Arbeiters in frischen Farben Zug für Zug ein großes Wandgemälde hervortrat, das seit 1816 Jahren, seitdem an dem grauenvollen 24. August des Jahres 79 der Besitzer dieses reichen schönen Hauses unter dem rauschenden Aschenregen und den dunkelroten Blitzen des tobenden Vulkans aus seinem Eigentum hinaus in die schwarze Nacht geflüchtet war, keines Menschen Auge mehr geschaut hatte.

Und nun die Menschen! Trotz aller Zeitenstürme und aller fremden Zuwandlungen hat sich die innerste Natur des Volks weder in Griechenland noch in Italien derart verändert, daß man sagen könnte, es lebe dort jetzt wirklich ein ganz andres Volk. Die nordamerikanischen Indianer sind bis auf geringe Reste ausgestorben, die alten Italiker und Hellenen sind es nicht. Sie mögen unter dem Drucke der Fremdherrschaft und des Unglücks manche guten Eigenschaften verloren, manche schlechten gesteigert oder neu erworben haben, aber im Kerne sind sie dieselben geblieben, und sie haben alle fremden Elemente aufgefogen. Nur freilich dürfen wir auf den Straßen von Rom und Neapel, von Athen und Syrafus nicht Gestalten aus den Dramen des Sophokles oder lauter Männer wie die Scipionen und Catonen zu sehen erwarten, sondern Menschen, wie sie Plautus und Terenz in ihren Komödien, Horaz in seinen Satiren, Aristophanes in seinen Lustspielen, Xenophon in seinem Symposion,

Theophrast in seinen „Charakteren“ schildert. Die geistige Lebendigkeit, der Sinn für die schöne Form, die liebenswürdige Höflichkeit, die hohe Intelligenz, die sich allerdings auch in der Neigung zeigt, den Fremden, der die Leute nicht zu nehmen weiß, zu übervorteilen, der scharfe, klare Realismus, das Bedürfnis, die eigne Persönlichkeit unbefangen in den Vordergrund zu stellen, die Genügsamkeit im materiellen Lebensgenuß, die Gewohnheit, halb auf der Straße zu arbeiten und zu leben, der Trieb zu geräuschvollem Verkehr, sie sind die alten geblieben, und wer davon etwas zu sehen versteht, dem treten die Figuren der antiken Komiker und Satiriker noch heute überall entgegen. Und auch wer das nicht versteht, der wird wenigstens in Gefäßen und Geräten vielfach dieselben Formen gewahren, die er soeben in einem Museum betrachtet hat, und er kann die Gestalt der athenischen Kanephoren bei jeder schlanken Bäuerin des Sabinergebirgs wiederfinden, die hoch aufgerichtet den kupfernen Wasserkrug von ganz antiker Form auf dem Kopfe nach Hause trägt. Vollends in den Straßen Pompejis kann es nicht viel anders ausgesehen haben als jetzt in den ältern Teilen des heutigen Neapels: es sind dieselben engen, mit großen Lavablöcken gepflasterten Gassen, die zahllosen offenen Läden und Schenken, die rauschenden Brunnen wie dort, und wir glauben jeden Augenblick dort Menschen zu begegnen wie den heutigen. Endlich die Sprachen der klassischen Völker sind gar nicht ausgestorben, sondern sie haben sich nur umgewandelt in das Neugriechische und das Italienische; ja diese stehn den antiken Sprachen näher, als unser Neuhochdeutsch dem Althochdeutschen, ohne daß wir modernen Deutschen doch deshalb zugeben würden, daß wir nicht die Nachkommen der Stämme seien, die Otto der Große vor tausend Jahren zum deutschen Reiche zusammenschweißte, und die vor neunzehnhundert Jahren Arminius gegen die Römer führte.

Solche Erfahrungen werden in uns nicht nur die Wahrnehmung hervorgerufen, daß in uns selbst dadurch die antike Welt lebendig wird, weil wir sie noch vor uns sehen, sondern auch die nicht minder wertvolle Erkenntnis, daß sie noch heute im Bewußtsein dieser Völker lebt, daß sie nichts Totes, sondern etwas durch alle Zeiten bis zur Gegenwart Fortwirkendes ist und gewesen ist.

Für uns Nordländer ist diese Beobachtung zunächst etwas Neues, Befremdliches. Was wir bei uns in den Rheinlanden von antiken Bauresten, in unsern Museen von Werken der antiken Kunst sehen, das hängt weder mit unserm Volkstum, noch mit unsrer Kultur innerlich zusammen, das ist in der That etwas Fremdes, von Fremden für Fremde geschaffen, und die römische oder romanisierte Bevölkerung unsrer Rhein- und Donauländer ist spurlos verschwunden. Auch im größten Teile des jetzt mohammedanischen Orients hat sich zwischen die antike Vergangenheit und die Gegenwart ein fremdes Volkstum und eine fremde Kultur geschoben, die mit dem Altertum keinen Zusammenhang haben, seine Denkmäler niemals nachgeahmt, seine Überlieferungen nur ganz vereinzelt und vorübergehend als Bildungselement in sich aufgenommen haben.

Dem heutigen Bewohner Ägyptens sind die Tempel und Pyramiden der Pharaonen lediglich Gegenstände der Neugierde für Fremde, also Gelegenheit zu eigenem Verdienst, innere Beziehungen zu ihnen hat er nicht, er weiß kaum, daß er vielleicht selbst von dem Volke abstammt, das sie einst geschaffen hat, und die syrischen Araber sehen in den erhabnen Trümmern von Palmyra und Heliopolis nur Schlupfwinkel für schweifende Beduinen. Auch auf altgriechischem Boden ist die Erkenntnis, daß die antike Vergangenheit die des eignen Volks ist, mehr das Erzeugnis der neugriechischen Renaissance, so gut wie die heutige Sprache der Gebildeten, der Zeitungen und der Litteratur, als einer unmittelbaren, fortwirkenden Tradition, denn allzu tief und breit ist der Strom der Barbarei und der Verwüstungsgreuel gewesen, der über dieses arme Land hinweggegangen ist. Über das Mittelalter zum Altertum führt hier kaum eine Brücke.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn unsre Philologen der alten Schule die antiken Autoren, mit denen sie sich Zeit ihres Lebens beschäftigten, als Erzeugnisse einer untergegangnen Kultur betrachteten, die ihnen zwar schlecht hin als klassisch erschien, aber von der Gegenwart durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt und von der Erdoberfläche spurlos verschwunden war. Selbst in ihren Kommentaren tritt diese Auffassung unwillkürlich hervor. Da kann man lesen: Die Ortygia war eine Insel, die Arethusa war eine Quelle in Syrakus, die Via Appia war mit großen Lavasteinen gepflastert. Nein, die Ortygia liegt heute noch so unbeweglich fest, wie vor Jahrtausenden, als die ersten griechischen Ansiedler an ihrem Felsengestade landeten, und trägt noch heute die Altstadt von Syrakus, die Arethusa sprudelt noch heute, und die antiken Lavasteine liegen noch heute auf der Via Appia. Denn Italien hat allerdings einen Vorzug vor Griechenland: hier ist die Kette der Zeiten niemals abgerissen, das Altertum hat hier niemals aufgehört lebendig zu sein, die Barbarei hat hier niemals so vollständig gesiegt wie im Osten. Könige aus gotischem, langobardischem, normännischem, deutschem und spanischem Stamme haben hier geboten, aber als einheimische Herrscher kraft des Landesrechts; der heutige italienische Adel ist größtenteils germanischen, im Süden wohl auch spanischen Bluts, auf Sizilien haben Griechen, Punier und Araber geseßen, aber alle diese fremden Beimischungen sind aufgesogen worden, und Italien ist auch im Mittelalter ein Land alter und hoher Kultur und dem ganzen übrigen christlichen Westen überlegen geblieben.

Dieser ununterbrochne Zusammenhang der Zeiten tritt überall hervor. Die Stadtanlagen sind die antiken, oft hoch oben auf steilem Felsplateau, wie es im grauen Altertum die alles beherrschende Rücksicht auf die Sicherheit erforderte, möglichst unbequem für den modernen Verkehr; und diese Städte beherrschen noch heute politisch, administrativ und wirtschaftlich das platte Land, wie im Altertum; es giebt noch im heutigen Italien ebenso wenig selbständige Dorfgemeinden wie damals, und der Adel ist städtisch, nicht feudal. Söhne der vornehmsten Geschlechter halten es deshalb für eine Ehre, städtische Ämter

zu bekleiden. Unbefangen haben die Italiener sofort antike Bauwerke, die zwecklos geworden waren, für ihre Zwecke benutzt, bald als bloße Steinbrüche, wie etwa in Rom die Gebäude des Forums, die Kaiserpaläste und das Kolosseum, aus denen sie die prächtigen Quadern und Säulen, den Marmor- schmuck der Wände und der Fußböden wegschleppten, um sie für ihre Neubauten, für Kirchen und Paläste und Privathäuser zu verwenden, bald indem sie Tempel und andre Bauwerke zu Kirchen umgestalteten: den Tempel der Minerva in Assisi, das Pantheon in Rom, den Athentempel in Syrakus; oder über den Wohnhäusern christlicher Märtyrer Kirchen errichteten, die ihnen geweiht wurden, wie in Rom Santa Cecilia im Trastevere und San Giovanni e Paolo auf dem Cälius; ja die alte Form der abendländischen Kirchen fand ihr Vorbild in dem altrömischen Hause. Aber auch die Formen der mittelalterlichen romanischen Baukunst schlossen sich eng an die römische an — die Gotik blieb, trotz großartiger Denkmäler, die auch in diesem Stile errichtet wurden, den Italienern innerlich immer etwas Fremdes —, und seit dem vierzehnten Jahrhundert begann dort jene Renaissancebewegung, die auf allen Gebieten, in Kunst und Litteratur, in Wissenschaft und Staatswesen ganz un- mittelbar an das römische Altertum anknüpfte und mit vollem Bewußtsein gar nichts andres wollte, als die Rückkehr zur antiken Grundlage des nationalen Lebens. Einer der größten Baumeister der Hochrenaissance, Palladio, wollte nur das architektonische Ideal des Vitruvius verwirklichen; Bramante formte die Peterskirche, indem er die erhabne Kuppel des Pantheons auf die unge- heuern Tonnengewölbe der Konstantins-Basilika setzte, und Michelangelo ge- staltete unmittelbar aus dem Hauptsaale der Diokletiansthermen die großartige Kirche Santa Maria degli Angeli. Ihre neuen Paläste und Villen aber schmückten die römischen Großen mit den Säulen und den Statuen der rö- mischen Kaiserzeit, und die Plastik Michelangelos wie die Malerei Rafaels ging bei den Meisterwerken der antiken Skulptur in die Schule. Wie hätte also jemals diesen Italienern der Gedanke kommen können, daß das Altertum etwas Totes und Abgethanes sei! Es lebte vor ihren Augen, es beherrschte ihre Bildung und ihre Kunst, es war und ist ein Stück ihres Wesens, so gut wie für uns etwa die Zeit Goethes und Schillers. In hundert kleinen Zügen macht sich das noch heute geltend. Dem modernen Italiener liegt das Alter- tum ungleich näher als das Mittelalter. Vor allen Resten des antiken Lebens hegt er ehrfurchtsvolle Scheu; „mittelalterliches Mauerwerk,“ *medievali murazzi*, wenn es nur historisches, nicht künstlerisches Interesse erregt, wird wenig ge- schont. Der antike Lokalpatriotismus lebt in voller Stärke fort. Keine größere Stadt Italiens, die nicht ihren bedeutenden Männern, mag auch ihr Ruhm kaum jemals über die Grenzen der Gemeinde hinaus gereicht haben, etwa eine Kirche als Ruhmeshalle eingerichtet, ihre Schulen nach ihnen genannt hätte. Auch die Sitte, bemerkenswerte Ereignisse der Ortsgeschichte durch schwungvolle Inschriften auf prächtigen Marmortafeln zu verewigen, hat sich erhalten, und wenn eine Stadt etwa an ein antikes Sinnbild anknüpfen kann, so hält sie

es sicher mit stolzem Bewußtsein fest. Der Gemeinderat von Rom nennt sich noch heute Senat, setzt das alte S. P. Q. R. auf jeden Straßenkarren und ernährt am Kapitol ein Wolfspaar; Siena führt als römische Kolonie noch heute die Wölfin im Wappen.

Diese Erkenntnis von dem Fortleben der antiken Kultur läßt sich nirgends so wie in Italien gewinnen, und sie wird für uns Deutsche besonders fruchtbar sein, weil unsre eigne Entwicklung mehrmals jäh unterbrochen worden ist, und wir unsrer eignen Vergangenheit lange völlig entfremdet gewesen sind. In Italien sehen wir trotz aller Stürme der Zeiten eine merkwürdig stetige Entwicklung, sodaß wir hier das Altertum als etwas unmittelbar Fortwirkendes empfinden, nicht als eine bloße Masse gelehrter Überlieferungen, die nur zur Übung philologischen Scharfsinns gut sind. Wir werden weder den Unsinn von den „toten Sprachen,“ noch von dem „Verblaffen des Altertums“ nachreden — die altklassische Philologie ist heute wieder eine höchst lebendige Wissenschaft —, sondern wir werden uns vielmehr bemühen, beides in uns und für unsre Schüler recht lebendig und recht farbenreich zu machen. Andererseits werden wir jede unhistorische Idealisierung, die vor der scharfen Kritik unsrer Zeit nun einmal nicht mehr stand hält, vermeiden, ohne doch die einzige Durchbildung und Größe dieser Kultur zu verkennen, denn jede eindringende Kritik lehrt uns erst recht verstehn, daß es nirgends und niemals wieder ein Kulturzentrum gegeben hat, wie das hellenische Athen, und niemals wieder ein solches Herrenvolk, wie der römische *populus imperator*. Wir erfüllen damit zugleich eine hohe Pflicht gegen die Zukunft des Vaterlands. Ob die Antike ein lebendiger Bestandteil unsrer modernen Kultur bleiben soll, das hängt nicht von den Universitäten ab, sondern von den Gymnasien. Ohne sie würden nicht nur die Universitätslehrer der Philologie vor leeren Bänken lesen, sondern ihre Wissenschaft würde zu unsrer Bildung in dasselbe entfernte gleichgiltige Verhältnis treten, wie die Ägyptologie und die Assyriologie. Das zu verkennen ist Selbsttäuschung oder Hochmut.

Liebe Abiturienten! Ich hoffe, Sie werden Ihrer Nicolaitana das Zeugnis geben, daß sie Ihnen nicht toten Formelkram vorgeführt hat, sondern lebendiges Leben; Sie haben selbst in Ihrer Reifeprüfung vielfach bewiesen, daß auch Ihnen etwas von diesem Leben des Altertums lebendig und anschaulich geworden ist. Für weitaus die meisten von Ihnen wird das alles von nun an zurücktreten; möge es aber immer ein wirksamer Teil Ihrer Bildung bleiben. Manchem von Ihnen wird es früher oder später vergönnt sein, von der Akropolis aus nach Salamis und den Bergen des Peloponnes hinüberzuschauen oder von der Trümmerwelt des Palatin auf das ewige Rom, von dem noch heute das Wort des Horaz gilt, wie zur Zeit des Augustus, ja vielleicht noch mehr: *Alme Sol, possis nihil urbe Roma Visere maius!* — „Größeres sahest du nicht und wirst nichts Größeres schauen, Hohe Sonne, als Rom!“ Mögen Sie dabei auch dieses Hauses gedenken, in dessen schlichten Räumen Ihnen zuerst eine Ahnung von der antiken Welt aufgestiegen ist. Dann werden

Sie auch nicht in den Ruf der Nützlichkeitsapostel einstimmen: „Fort mit den toten Sprachen, fort mit der klassischen Bildung!“ sondern Sie werden helfen, unserm Volke diese Güter zu bewahren und es zu schützen vor dem Falle in materialistische Barbarei!



Chamberlains Religions- und Rassenphilosophie



ür die Menschen Homers fing zehn Meilen vom Wohnort und in Großvaters Zeit das Märchenland an. Wir Heutigen überschauen die Erdkugel und drittehalb Jahrtausende, und auch was darüber hinaus und dahinter zurückliegt — es ist nicht wenig —, gehört nicht einer führerlosen Phantasie, sondern der wissenschaftlichen Forschung. Bausteine für ein Weltssystem und Stoff für eine Geschichtsphilosophie sind also reichlich vorhanden, und sie werden von unserm zahlreichen Geschlecht gelehrter Grübler fleißig benutzt. Unter den geschichtspolitischen Versuchen der letzten Zeit macht sich der von Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (München, F. Bruckmann, 1899) schon durch seinen Umfang: mit Register 1031 Seiten Großoktav, bemerklich. Wir haben ihn gleich nach dem Erscheinen der ersten Lieferung (im 30. vorjährigen Heft) kurz angezeigt, und seitdem haben kompetente Beurteiler das Werk als eine bedeutende Leistung anerkannt, sodaß wir uns einigermaßen verpflichtet fühlen, den Lesern etwas ausführlicheres darüber mitzuteilen. Die Grundidee dieser Grundlegung läßt sich in dem Satze aussprechen: Die Seele der Völker ist ihre Religion, die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts ist die Schöpfung der Germanen, und den wesentlichen Inhalt der Geschichte nach Christus bildet der Kampf der Germanen um ihre Religion, die eben die christliche ist, gegen die unarischen und antichristlichen Mächte. Den Stoff verteilt der Verfasser in der Weise, daß er zuerst das Erbe beschreibt, das wir Germanen aus dem Altertum herüber bekommen haben: hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht und das Christentum; dann die nächsten Erben: die Menschen des „Völkerchaos“ des römischen Reichs, dann den Eintritt der Juden, dann den der Germanen in die Weltgeschichte behandelt, dann den Kampf der Germanen gegen das Ungermanische erzählt, und wie sie endlich in der Zeit von 1200 bis 1800 eine neue Welt geschaffen haben. Für heute beschränken wir uns auf die Urteile des Verfassers über das Judentum und über die ältere Kirche.

Chamberlain ist ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe, lebhafter Phantasie, feinem Instinkt für das Wesen der Dinge und verfügt über eine staunenswerte Belesenheit. Aber selbstverständlich kann auch er nach allem,